

Seelennahrung

Wochenspruch: So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen. (Eph 2, 19).

Fokus: In der Welt zu Hause sein, weil Gott mit allen Migranten unterwegs ist: Das ist eine wunderbare Gewissheit. Welche Wegzehrung haben wir dafür? Was nährt uns, während wir unterwegs sind, wenn wir rasten oder gar ein Haus bauen? Mit diesen Fragen, die für Expats und Stubenhocker gleichermaßen wichtig sind, beschäftigen sich die biblischen Texte dieses heutigen Sonntags.

Erste Lesung: 2. Mose 16, 2-3.11-18

Evangeliumslesung: Johannes 6, 1-15

61 Danach ging Jesus weg ans andre Ufer des Galiläischen Meeres, das auch See von Tiberias heißt. 2 Und es zog ihm viel Volk nach, weil sie die Zeichen sahen, die er an den Kranken tat.

3 Jesus aber ging hinauf auf einen Berg und setzte sich dort mit seinen Jüngern. 4 Es war aber kurz vor dem Passa, dem Fest der Juden. 5 Da hob Jesus seine Augen auf und sieht, dass viel Volk zu ihm kommt, und spricht zu Philippus: Wo kaufen wir Brot, damit diese zu essen haben? 6 Das sagte er aber, um ihn zu prüfen; denn er wusste wohl, was er tun wollte. 7 Philippus antwortete ihm: Für zweihundert Silbergroschen Brot ist nicht genug für sie, dass jeder auch nur ein wenig bekomme. 8 Spricht zu ihm einer seiner Jünger, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: 9 Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische. Aber was ist das für so viele? 10 Jesus aber sprach: Lasst die Leute sich lagern. Es war aber viel Gras an dem Ort. Da lagerten sich etwa fünftausend Männer. 11 Jesus aber nahm die Brote, dankte und gab sie denen, die sich gelagert hatten; desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. 12 Als sie aber satt waren, spricht er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrigen Brocken, damit nichts umkommt. 13 Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Brocken von den fünf Gerstenbrotten, die denen übrig blieben, die gespeist worden waren. 14 Als nun die Menschen das Zeichen sahen, das Jesus tat, sprachen sie: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll. 15 Da Jesus nun merkte, dass sie kommen würden und ihn ergreifen, um ihn zum König zu machen, entwich er wieder auf den Berg, er allein.

Predigt zu Joh 6, 30-35 von Pfarrerin Annette Mehlhorn

Hunger

Wohin gehen wir, wenn wir Hunger haben?

Wo suchen wir, was uns nährt?

Wenn man Kinder fragen würde, wäre die Antwort wahrscheinlich klar: In die Küche zu Mama. Vielleicht noch: Mit Mama und Papa ins Restaurant. (Mama und Papa würde vielleicht nicht dazu gesagt, wäre aber selbstverständlich – denn wie sollte das Kind sonst bezahlen?). Und was auf der rein leiblich-körperlichen Ebene gilt, würde dann auch für den seelischen Hunger gelten: Wenn ich traurig bin oder Angst habe, gehe ich zu denen, die mich lieben und mir bestehen. Bei Kindern sind das in der Regel Mama und Papa.

Für Erwachsene wird die Antwort schon etwas schwieriger. Wir sind es gewohnt, uns unsere „Brötchen selbst zu verdienen“, wie man so schön sagt. Wir sorgen selbst dafür, dass wir etwas zu Essen haben. Die seelischen Fragen werden bei vielen dann eher „nebenbei“ miterledigt. Oft bleiben sie aber auch auf der Strecke. Bei anderen drückt sich die Versuche nach Nahrung für seelische Bedürfnissen in seltsamen Kapriolen aus: Erlebnishunger, Unterhaltungssucht, Alkohol oder Drogen, Depression, Unruhe, Schlaflosigkeit. Und schließlich gibt es zum Glück auch diejenigen, die wenigstens dann,

wenn in ihrem Leben wichtige Wendepunkte eintreffen, auf die Idee kommen, dass sie mal getauft wurden. Hier in China erlebe ich das vor allem, wenn Deutsche einen Chinesischen Partner gefunden haben und kurz vor der Hochzeit spüren, dass ihnen die chinesische Festgestaltung alleine irgendwie nicht ausreicht. Manche merken das auch erst, wenn Kinder kommen. Immerhin!

Im Gespräch mit Menschen außerhalb der Gemeinde finde ich ein Phänomen interessant, das mir schon als Theologiestudentin begegnete: Wo immer und wem immer ich erzähle, dass ich Pfarrerin bin, tritt oft eine Wende im Gesprächsverlauf ein. Meine Gegenüber öffnen sich. Sie offenbaren sich als Menschen, die auf der Suche nach dem sind, was sie nähren kann. Das Gespräch wird wesentlich. Ich erfahre viel vom Hunger nach Sinn und Orientierung.

Gelegentlich entwickeln sich daraus ein langer und ausgedehnter Austausch. Ich erfahre viel über Sorgen und Bedrängnisse. Manchmal habe ich an diesen Lebensgeschichten zu tragen. Dennoch verschweige ich selbst im Urlaub nur selten, dass ich Pfarrerin bin. Denn ich erlebe die meisten dieser Begegnungen als große Chance, dem tieferen Verstehen meines eigenen Glaubens näher zu kommen.

Menschen auf der Suche nach dem, was die Seele nährt: Das waren und sind diejenigen, die sich an die Fersen dieses Jesus von Nazareth hefteten. In der Lesung aus dem Johannesevangelium hörten wir, was sie dabei erleben. Unser Predigttext findet sich 15 Verse später.

30 Da sprachen sie zu ihm: Was tust du für ein Zeichen, auf dass wir sehen und dir glauben? Was wirkst du?
31 Unsre Väter haben Manna gegessen in der Wüste, wie geschrieben steht (Psalm 78,24): »Brot vom Himmel gab er ihnen zu essen.« 32 Da sprach Jesus zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Nicht Mose hat euch das Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das wahre Brot vom Himmel. 33 Denn dies ist das Brot Gottes, das vom Himmel kommt und gibt der Welt das Leben. 34 Da sprachen sie zu ihm: Herr, gib uns allezeit solches Brot. 35 Jesus aber sprach zu ihnen: **Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.** (Joh 6, 30-35)

Brot oder was sonst?

Was nährt? Wovon leben wir? Wie wird unsere Seele satt?

In den letzten vier Wochen habe ich erstaunliches erlebt. Zum einen habe ich Chinesisch gelernt und bin dabei wieder einen kleinen Schritt weiter gekommen. Ganz persönlich nährt das meine Seele, weil ich auf diese Weise besser mit den Menschen sprechen kann, in deren Land wir leben. Zum anderen bin ich bei dieser Gelegenheit vielen Menschen aus aller Welt begegnet, die mir vom Suchen und Finden erzählt haben. Dabei habe ich einiges von dem verstanden, was das „Brot des Lebens“ ausmacht, von dem Jesus erzählt.

Doch zunächst eine wichtige Frage: Was steht eigentlich in der Chinesischen Übersetzung dieses Textes? Was steht dort, wo im Griechischen Text Artos (ἄρτος) „Brot“ steht? Für uns Mitteleuropäer ist Brot in der Tat ein existenzielles Lebensmittel. An anderen Orten der Welt ist das weniger der Fall. Steht also im Chinesischen Text 面包 Miànbāo – Brot? Oder steht da 米饭和面 Mífàn hé Miàn „Reis und Nudeln“?

Unsere Gemeinderatsvorsitzende Sabine Liu hat mir aus der Ferne bei dieser Frage weitergeholfen: Das, was Gott vom Himmel gnädig herunter gibt, die Speise Gottes, von der Jesus sagt, dass er sie ist, heißt 粮 liáng, Getreide, Körner, Cerealien oder dann eben 神的粮 shén de liáng = Gottes Getreide, bzw. 生命的粮 shēngmìng de liáng = Getreide (Körner/ Cerealien) des Lebens. „Das Wort 粮 liáng ist die Kurzform von 粮食 liángshì und steht für "Getreide, Körner, Cerealien" oder auch ‚Essen, Speise‘ allgemein.“ (Sabine Liu). An solchen Beispielen ahne ich, was Martin Luther und überhaupt alle leisten, die die Heiligen Schrift für einen jeweiligen Kontext und seine Menschen übersetzen! Wir werden sehen, wie wichtig es ist, von ihnen zu lernen.

Auf der Suche

Zunächst aber zu meinen Begegnungen. Der erste meiner Mitschüler, den ich näher kennenlernte, war Ken: Ken war als Professor für Materialwirtschaft aus Madison Wisconsin mit einer Gruppe Studierender zu einem Austauschbesuch an der Zhejiang Universität zu Gast. Wir hatten kaum drei Minuten miteinander geredet, da kam sein eigentlicher Beruf zu Tage: Ken ist Rabbiner. So führte diese Begegnung zu einem spannenden interreligiösen Austausch. Mehr noch: eigentlich war das ein „interreligiöses Sparring“. Dabei scheinen wir eine besondere Anziehung auf religiöse Sinnsucher ausgeübt zu haben. Von einigen wenigen unserer Begegnungen möchte ich erzählen.

Da war zunächst Daniel¹. Vater Portugiese, Mutter Russin, Schulausbildung an deutschen Auslandsschulen, aufgewachsen in Schweden und Portugal, studiert jetzt in Holland Wirtschaftswissenschaften. Die Vorfahren seines Vaters gehörten zu den während der Reconquista zwangsgetauften Juden. Daniel wurde katholisch getauft, sein Vater hatte sich irgendwann entschieden, zum Judentum (zurück) zu konvertieren. Seine Mutter ist russisch-orthodox. Als Daniel 13 war, ließen die Eltern sich in einem für die Kinder höchst schmerzhaften Prozess scheiden. „Ich liebe meine Großmutter“ – sagt Daniel – „Aber der katholische Glaube in Portugal ist mir zu magisch und geheimnisvoll. Er spricht meinen Kopf nicht an. Zum Judentum fühle ich mich mehr hingezogen.“ Ich empfahl ihm, mit Ken zu sprechen. Und so kam es, dass wir in der Folgezeit oft zu dritt unterwegs waren.

Unter anderen suchten drei junge Leute den Kontakt mit uns, die im weitesten Sinn aus der hiesigen Gegend kommen. In den Gesprächen mit ihnen wurde deutlich, wie sehr manche Menschen in unserem Gastland auf der Suche nach Sinn, Orientierung, Glauben, einem religiösen Lebensweg sind. Sie fragen nach dem Woher und Wohin ihres Lebens und zeigen sich interessiert daran, dass wir Christenmenschen nicht nur vom Leben, sondern auch über das Sterben reden. Eine, die sich selbst bereits hatte taufen lassen, brauchte ihre Hoffnung zum Ausdruck, dass wir die Zukunft voraussagen können. Ein anderer wollte wissen, wie wir es mit Geistern und Dämonen halten. Von Ken und mir wollten sie erfahren, was Juden und Christen unterscheidet. In diesem Punkt war Ken sehr aufrichtig und auch scharf: „Wir teilen einen großen Teil der Heiligen Schrift miteinander. Wir teilen die Suche nach Frieden und menschengerechtem Leben. Wir verstehen uns gut“ – sagte er und gab mir zum Beweis freundlich die Hand. „Aber für uns ist Jesus definitiv nicht der Sohn Gottes.“ In dieser Schärfe trafen mich die Worte meines neuen Freundes. Obwohl ich doch ein „alter Hase“ im interreligiösen Dialog bin.

¹ Name geändert.

Gerade angesichts dieser Abwehr des christlichen Glaubens wurde mir umso bewusster, was es für mich bedeutet, dass Jesus Christus das „Brot des Lebens“ oder auch die „Speise der Seele“ ist. Hörend, redend und handelnd wurde mir deutlich: In jedem anderen Menschen begegne ich Christus. So kann jeder von ihnen für mich und ich für sie zum „Brot des Lebens“ werden. Seelsorge, gutes Zuhören und Beraten im Dienst an Heil und Heilung macht satt und froh – sogar, wenn man dabei Trauriges erfährt. Erst recht, wenn man einem jungen Menschen auf dem Weg seiner persönlichen Lebenssuche weiterhelfen kann. Auch, wenn ich Ken, dem jüdischen Freund mit europäischer Abstammung von meiner ganz persönlichen Geschichte als Deutsche mit der deutsch-jüdischen Vergangenheit erzähle, geschieht ein Stück Heilung. Weil ich weiß, dass für gläubige Juden Gemeinschaft am Shabbath besonders wichtig ist, bot ich ihm an, mit ihm den Shabbath zu eröffnen. Sozusagen „Mit Christus im Juden Ken“ durfte ich auf diese Weise zwei Mal die Shabbath-Kerzen entzünden (das ist in einem jüdischen Haus die Aufgabe der Frau), Wein und Challah teilen. Ich war dabei, als er seine Brachot, seine Segenwünsche in die Himmelsrichtung richtete, wo seine Lieben wohnen. Am Sonntag tauschten wir dann Gedanken zu einem Predigttext aus dem Neuen Testament aus und er gab mir wertvolle Anregungen. Was dabei geschah hätte vielleicht „Tikkun olam“ genannt – hebräisch für „Zurechtrücken der Welt“. Ich aber begegnete Jesus Christus, dem Sohn Gottes, Brot des Lebens. Dem, der sich uns in Brot und Wein schenkt. Auf dass wir selber für andere zu Brot werden können.

Brot und andere Speisen

Und damit sind wir noch einmal beim Thema Übersetzung. Brot für andere können wir nur werden, wenn wir uns in einer gemeinsamen Lebenswelt bewegen. Dafür brauchen wir dreierlei: Zum einen die Ansage „Hier gibt es Brot“. Hungrige sollten erfahren, dass jemand, der ihnen begegnet, etwas von dem hat, wonach sie suchen. Dabei geht es im Grunde um das, was bei mir als Pfarrerin fast selbstverständlich passiert, wenn erzähle, welchen Beruf ich ausübe – berufen sind wir Pfarrer und Pfarrerinnen ja aber nicht alleine. Der Geschäftsmann, der ein Kreuz im Revers trägt oder aus einer DCGS-Tasse trinkt; die Schülerin oder Studentin, die erwähnt, dass sie am Sonntag im Gottesdienst war; der Ingenieur, der von seinen Begegnungen bei einer Konfirmandenfreizeit erzählt – all das könnten unaufdringliche Angebote sein, mit denen Christenmenschen zum Ausdruck bringen „mit mir kann man über Lebensfragen sprechen“.

Damit das gelingen kann, brauchen wir ein Zweites: Die Bereitschaft zu übersetzen. Wenn jemand andere Worte besser versteht, sollten wir eben – auch im übertragenen Sinn – statt Brot „Körner und Cerealien“ anbieten. Auch jenseits aller sprachlichen Herausforderungen ist das oft gar nicht so einfach. Es braucht die Bereitschaft, ein paar Schritte in den Schuhen eines anderen zu gehen. Zu spüren, wo ihn der Schuh drückt, um darauf Antwort zu geben. Auch, wenn er oder sie unsere Sprache spricht, wird an erster Stelle Einfühlung benötigt. Ein Beispiel: Sabine Liu erzählte mir, dass sie lange Zeit sehr irritiert habe, dass ihre Schwiegermutter für den verstorbenen Ehemann an Qingming Totengeld verbrennt. Irgendwann habe sie aber verstanden, dass dieses Ritual ihrer Seele Frieden gibt, weil sie den Sohn dadurch gut versorgt weiß. So konnte sie ihre Widerstände hinter sich lassen.

Das dritte, was wir brauchen, könnte fast als Widerspruch zum Bedarf an Einfühlung und Verständnis verstanden werden: In gewissen Situationen bedeutet „Brot des Lebens“, zum eigenen Zeugnis zu stehen, auch wenn dieses für andere unpassend scheint oder unangenehme

Konsequenzen haben könnte. Das kann durchaus heikel werden. Wann wird ein offenes Bekenntnis notwendig? Wo muss unser Verständnis enden? Gibt es andererseits Grenzen des Märtyrertums? Diese Frage stellt sich gelegentlich in einem Land wie unserem Gastland. Sie kann sich aber durchaus auch in der eigenen Familie, Firma oder sogar Kirche stellen. Ohne Frage brauchen wir Menschen, die zum mutigen und wahrhaftigen Zeugnis bereit sind. Am vergangenen Wochenende ging beim „Wort zum Sonntag“ einer mutig voran: Pfarrer Wolfgang Beck, Dozent am katholischen Seminar von Sankt Georgen legte den Finger in die Wunde der kranken Strukturen seiner Kirche. Viele Menschen atmen auf: Endlich wagt jemand, auszusprechen, worüber andere nur mit vorgehaltener Hand reden.

Menschen, die von dem erzählen, was sie nährt. Menschen, die dies in Wort und Tat weitergeben brauchen wir wie Brot. Jesus Christus, das Brot des Lebens, will uns dafür sättigen.